

Sogar Wahrheitssucher gehen manchmal irre

Reinhard Meier würdigt in einer lesenswerten Biografie den russischen Schriftsteller und Kulturvermittler Lew Kopelew

ULRICH M. SCHMID

«Seine wirksamste Botschaft war er selber», so charakterisierte Christa Wolf den Publizisten Lew Kopelew, der in den 1980er Jahren in der bundesdeutschen Öffentlichkeit eine wichtige Rolle spielte. Der Dissident Kopelew war in der Sowjetunion sowohl Täter als auch Opfer gewesen. Er hatte während der Kollektivierung durch sein gnadenloses Vorgehen gegen die hungernden Bauern Schuld auf sich geladen. Nach dem Krieg verbrachte er zehn Jahre in Strafslagern. Heute ist der hünenhafte Russe mit dem wallenden Bart zu Unrecht weitgehend vergessen.

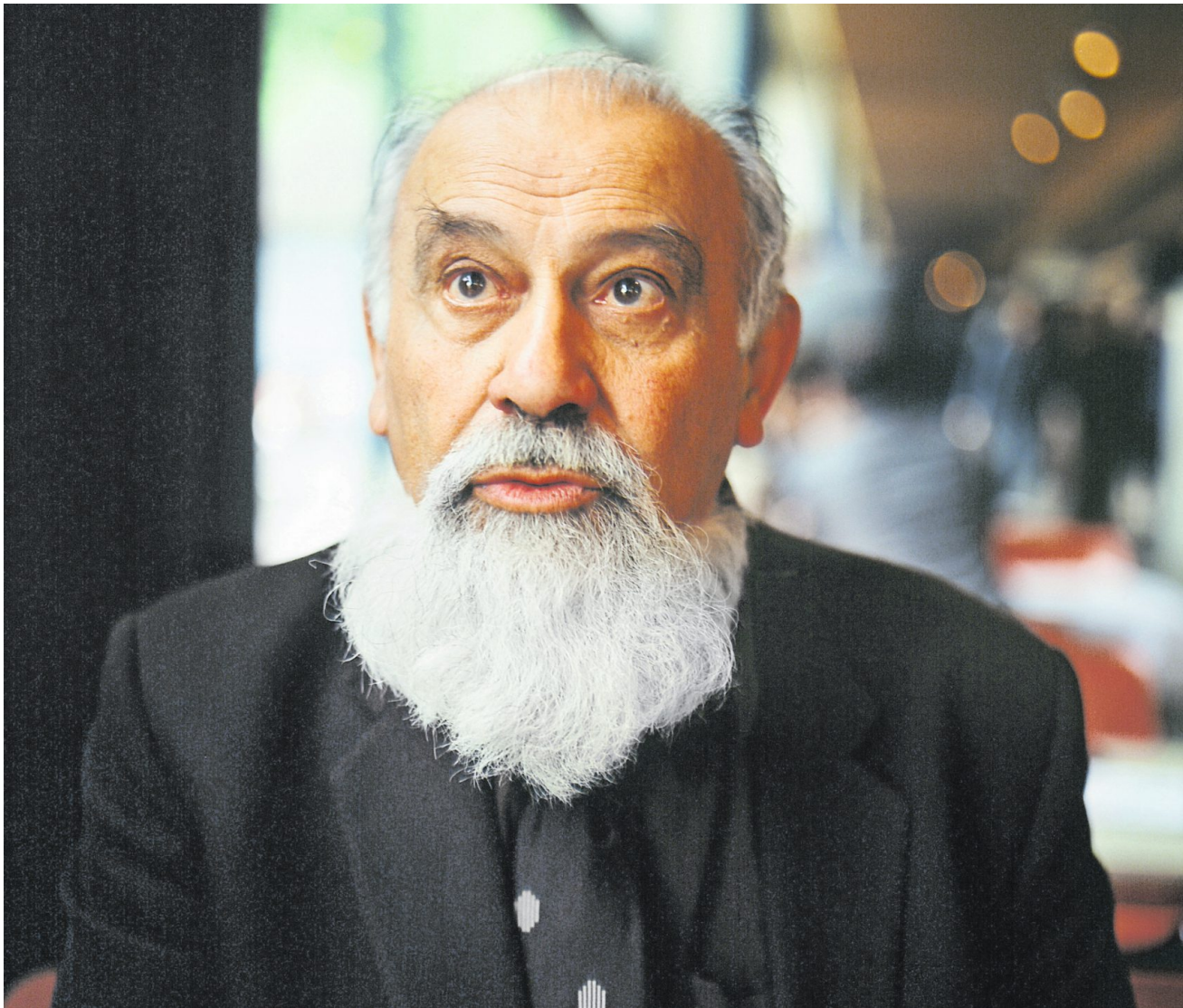
Bereits zu Lebzeiten stand Kopelew im Schatten seines Weggefährten Alexander Solschenizyn. Dabei wäre es gerade angesichts der gegenwärtigen «Schliessung» der russischen Gesellschaft wichtig, an den liberalen Denker Lew Kopelew zu erinnern. Umso willkommener ist die sorgfältig recherchierte Biografie aus der Feder von Reinhard Meier, der als ehemaliger NZZ-Korrespondent in Moskau und Bonn Kopelew auch persönlich kennengelernt hatte.

Interesse für die Schweiz

Schon in den siebziger Jahren interessierte sich Kopelew lebhaft für die Schweiz. Er verfasste eine flammende Verteidigungsschrift für Max Frisch, dessen aufmüpfiges «Dienstbüchlein» damals nachgerade als Staatsverrat galt und von der NZZ verrissen worden war. Meier versuchte, Kopelews Replik bei der NZZ-Feuilletonredaktion unterzubringen – allerdings vergeblich.

Schon immer hatte Kopelew sich kompromisslos für die Wahrheit engagiert – zeitweise für das, was er nur dafür hielt. Seine grosse Leistung bestand darin, dass er sein jugendliches Engagement für das stalinistische Projekt im Rückblick sehr selbstkritisch beurteilte und seine Schuld freimütig bekannte. Kopelew wurde 1912 in eine aufgeklärte russisch-jüdische Familie in Kiew geboren. Aufgrund der Betreuung durch deutsche Kindermädchen sprach Kopelew sehr gut die Sprache jener Nation, deren Dichter er schätzte und deren Soldaten er im Zweiten Weltkrieg bekämpfte. Früh begeisterte sich Kopelew für den Kommunismus. Als Student musste er auch mit den sowjetischen Behörden zusammenarbeiten und nicht linientreue Kommilitonen melden.

Auch in religiöser Hinsicht zollte er der neuen Wirklichkeit Tribut. Sehr zum Ärger seiner jüdischen Mutter hatten



Ein Hüne der Aufrichtigkeit: Lew Kopelew, aufgenommen im Jahr 1981.

BRIGITTE FRIEDRICH

ihn die Kindermädchen christliche Gebete gelehrt. Die kommunistische Ideologie erwies sich jedoch als stärker als alle Prägungen im Elternhaus: Kopelew selbst wurde zum überzeugten Atheisten, der er bis zum Lebensende blieb. Gleichwohl sagte er sich nie von seiner jüdischen Herkunft los, weil er damit auch das Gedenken an seine Grosseltern und seine Tante hochhalten wollte, die 1941 von den Nazis in Babi Jar ermordet wurden.

Das düsterste Kapitel in Kopelews Biografie ist seine Mitschuld an der Hungersnot von 1932/1933 in der Ukraine. In die neuere Geschichtsschreibung ist diese Katastrophe, die mehrere Millionen Todesopfer forderte, unter dem Namen «Holodomor» eingegangen. Der junge Aktivist Kopelew gehörte zu den kommunistischen Brigaden, die trotz

einer Missernte immer noch Getreide requirierten. Den grossen Terror des Jahres 1937 überlebte Kopelew als Student der deutschen Literatur am Moskauer Fremdspracheninstitut. Im Zweiten Weltkrieg wurde er als Propaganda-Offizier an der Westfront eingesetzt.

Er kritisierte seine Vorgesetzten wegen ihres brutalen Vorgehens gegen die ostpreussische Bevölkerung und geriet wohl deshalb kurz vor Kriegsende in die stalinistische Denunziations- und Verhaftungsmaschinerie. Unter dem phantastischen Vorwurf des Trotzismus wurde Kopelew nach drei Prozessen zu einer zehnjährigen Arbeitsstrafe im Gulag verurteilt. In der ersten Strafanstalt, in der Wissenschaftler für die Ausarbeitung militärischer Projekte eingesetzt wurden, lernte Kopelew auch Alexander Solschenizyn kennen, mit

dem ihn zunächst eine herzliche Freundschaft verband.

1954 wurde Kopelew aus der Haft entlassen – ein Jahr zuvor war Stalin gestorben, dessen Tod auch bei Kopelew noch tiefe Trauer ausgelöst hatte. Gleichzeitig begann eine neue Epoche in Kopelews Leben. Er liess sich von seiner ersten Frau scheiden und lebte mit der Anglistin Raissa Orlowa zusammen. In diese Zeit fiel auch Kopelews späte Einsicht in die verbrecherische Natur des Sowjetkommunismus. Er hatte in den sechziger Jahren schon gegen die Prozesse gegen die Schriftsteller Joseph Brodsky, Andrei Sinjowski und Juli Daniel protestiert. Den Ausschlag gab aber die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 durch Truppen des Warschauer Paktes. Kopelew war von diesem Ereignis auch persönlich betroffen.

Am 25. August 1968 demonstrierten sieben unerschrockene Bürgerrechtler auf dem Moskauer Roten Platz gegen das sowjetische Vorgehen in der Tschechoslowakei – einer von ihnen war Lew Kopelews Schwiegersohn.

Bruch mit Solschenizyn

In den siebziger Jahren entfremdete sich Kopelew zunehmend von seinem Freund Alexander Solschenizyn. Stein des Anstosses war Solschenizyns offener Brief an die sowjetische Führung, in dem er den Verzicht auf technologische Vorzeigeprojekte und die Konzentration auf eine landwirtschaftliche Entwicklung gefordert hatte. Kopelews besonderen Ärger erregte aber eine Passage, in der Solschenizyn eine autoritäre politische Führung forderte, die in Russland ja bereits über eine tausendjährige Tradition verfüge. 1974 wurde Solschenizyn ausgewiesen, 1980 verliess Kopelew die Sowjetunion. Beide fanden zunächst Zuflucht bei Heinrich Böll in Köln. Solschenizyn zog über Zürich weiter nach Vermont, Kopelew blieb in Köln. Zum endgültigen Bruch zwischen den beiden ehemaligen Häftlingen kam es im Jahr 1982, als Solschenizyn in einem publizistischen Rundumschlag alle russischen Emigranten als «Pluralisten» und «Russland-Hasser» diffamierte.

Seine letzten Jahre – er starb 1997 – widmete Kopelew einem grossen wissenschaftlichen Projekt, in dem er die deutsch-russischen Wechselbeziehungen untersuchte. Dabei konnte er aus dem reichen Fundus seiner philologischen Arbeit schöpfen – die deutschen Aufklärer des 18. Jahrhunderts Gottsched und Schlözer hatten die Werke ihrer russischen Kollegen ins Deutsche übertragen, Goethes Jugendfreunde Lenz und Klinger waren nach Russland ausgewandert, Herder und Chamisso hatten russische Lyrik übersetzt, Heine hatte unter dem Einfluss von Fjodor Tjutschew eine Übersiedlung nach Russland erwogen und seinen Bruder überredet, eine Stellung als Militärarzt in der russischen Armee anzunehmen. Meier macht auch auf einige problematische Aspekte von Kopelews Forschungsprojekt aufmerksam, so etwa die These der «deutsch-russischen Wahlverwandtschaft». Reinhard Meiers detailreiche und ausgewogene Darstellung ist aber durchwegs von Respekt für Lew Kopelews aufrechte Gestalt getragen.

Reinhard Meier: Lew Kopelew. Humanist und Weltbürger. Theiss, Darmstadt 2017. 304 S., Fr. 41.90.

Von Liebe kein einziges Wort

Die Menschen in Hanne Ørstaviks meisterlichem Roman haben keine Sprache füreinander

PETER URBAN-HALLE

Souverän ignorieren die norwegischen Schriftsteller die politischen, sozialen und ethnischen Probleme, die Europa seit geraumer Zeit in Dauererregung versetzen. Sie beschäftigen sich mit sich selbst. Genauer gesagt: Sie beschäftigen sich mit dem, was im menschlichen Innern vor sich geht. Es geht um Gefühle, es geht vor allem um die Liebe. Eine uralte Geschichte also, «doch bleibt sie immer neu», wie Heinrich Heine schon wusste.

Nüchtern, fast minimalistisch

Bemerkenswert ist, dass sie dabei nicht so betulich sind wie die Vertreter der Neuen Subjektivität in der Bundesrepublik um 1980 herum. Norweger wie Tomas Espedal, Karl Ove Knausgård, Per Petterson und neuerdings Tore Renberg sind leidenschaftlicher, zügelloser und schöpferischer als die deutschen Autoren vor 35 Jahren; mit Nabelschau haben ihre Werke wenig zu tun. Hanne Ørstavik, geboren 1969 im nördlichsten

Norwegen, ist nicht ganz so zügellos wie ihre etwa gleichaltrigen Kollegen – schöpferisch ist sie trotzdem. Ihr Stil ist nüchtern, fast minimalistisch; Dramatik spielt sich bei ihr unter der Oberfläche ab. Auch bei ihr geht es um das Gefühl der Gefühle, sie hat ihr Buch sogar «Liebe» genannt. Aber ganz so einfach ist es nicht, das Wort «Liebe» fällt nicht ein einziges Mal, im Grunde geht es auch nicht um Liebe, sondern um die Sehnsucht nach Liebe.

Die alleinerziehende Mutter Vibeke ist mit ihrem achtjährigen Sohn Jon vor kurzem in eine nordnorwegische Kleinstadt gezogen, um dort als Kulturreferentin zu arbeiten. Wir lernen zwei Menschen kennen, die sich eigentlich sehr nahe sein müssten und doch vollkommen isoliert voneinander sind. Abends beim Essen – Vibeke macht Würstchen warm – wechseln sie kaum ein Wort. Irgendwann streicht die Mutter ihrem Sohn zerstreut über die Haare und nennt ihn ihren «allerliebsten Jon», dabei schaut sie sich ihren Nagellack an und denkt an «dunkle Männer», die zu ihrem pflaumenfarbenen Lippenstift

passen könnten. Jon wird am nächsten Tag neun Jahre alt, er geht Lose für den örtlichen Sportverein verkaufen – dann könne die Mutter in Ruhe seinen Geburtstagskuchen backen, denkt er. Doch Vibeke hat anderes im Sinn, sie verlässt das Haus und lernt auf dem Jahrmarkt einen Schausteller kennen. Von nun an folgen wir Mutter und Sohn auf ihrem jeweiligen Weg, gleichzeitig, aber immer abwechselnd in kurzen Sequenzen. Vibeke flirtet im Wohnwagen, Jon hofft, er könne noch die Teigschüssel auskratzen; Vibeke sitzt mit dem Mann in einer Bar, Jon sitzt im Auto einer fremden Frau; Vibeke liegt im Bett, Jon liegt im Schnee. Mutter und Sohn wissen nichts voneinander, nur wir als Leser haben den Überblick.

Unüberwindliche Ferne

Alle Menschen in Ørstaviks Buch sind einsam, es trennt sie ein unüberwindlicher existenzieller Abstand. Sie kommen nicht zueinander, weil sie keine Sprache füreinander haben. Auch zwischen Vibeke und ihrem schönen Schau-

steller gibt es diesen Abstand. Sie will raus aus ihrer Einsamkeit (und will vielleicht dadurch erst zu sich selbst kommen), aber liebt sie den Mann wirklich? Nein, sie bewundert, sie idealisiert ihn, weil er so einen aufrechten Gang hat und weil er «weiss, wer er ist». Doch ihr Hunger nach Leben ist untrennbar verbunden mit der völligen Nichtbeachtung des eigenen Kindes. Und zwar nicht, weil sie es hasst oder nicht liebt, sondern weil sie es einfach nicht – sieht.

Dieses ergreifende Buch von 120 Seiten erreicht uns mit einer Verspätung von zwanzig Jahren. Aber freuen wir uns, dass es überhaupt kommt. Es ist nämlich meisterlich. Vielleicht ist «Liebe», das 1997 erschien, sogar eine Art Vorläufer dessen, was die zeitgenössische norwegische Literatur seitdem auszeichnet. Alles ist drin: Einsamkeit, Sehnsucht, Selbstzweifel – und der desperate, aber nicht endende Wille, etwas daran zu ändern.

Hanne Ørstavik: Liebe. Roman. Aus dem Norwegischen von Irina Hron. Karl-Rauch-Verlag, Düsseldorf 2017. 128 S., Fr. 26.90.

IN KÜRZE

Regisseur Serebrennikow bittet Publikum um Hilfe

(dpa) · Der russische Starregisseur Kirill Serebrennikow ruft das Theaterpublikum zu Hilfe gegen Veruntreuungsvorwürfe der Justiz auf. Er wird verdächtigt, staatliche Gelder in Millionenhöhe für nichtrealisierte Produktionen hinterzogen zu haben; die Zuschauer sollen nun bezeugen, dass sie die laut den Ermittlern gar nicht aufgeführten Stücke gesehen haben. Die Kulturszene wertet das Verfahren als Versuch, den kritisch eingestellten Künstler einzuschüchtern.

Dublin Literary Award für José Eduardo Agualusa

(pd) · Der Angolaner José Eduardo Agualusa hat für sein jüngstes Werk den mit 100 000 Euro dotierten International Dublin Literary Award erhalten. Der Roman erzählt von einer Frau, die sich am Vorabend der angolanischen Revolution für dreissig Jahre in ihrer Wohnung verbarrikadiert. Er erscheint im Juli unter dem Titel «Eine allgemeine Theorie des Vergessens» auf Deutsch.